

## Pfarrerin Angelika Obert

11. Sonntag nach Trinitatis, 12. August 2018, 18 Uhr

Predigt über Galater 2,16-21

*„Die Selbstkritik hat viel für sich. Gesetzt, den Fall, ich tadle mich: So hab ich erstens den Gewinn, dass ich so hübsch bescheiden bin. Zum zweiten denken sich die Leut: Der Mann ist lauter Redlichkeit und drittens schnapp ich diesen Bissen vorweg den andern Kritiküssen. Und viertens hoff ich außerdem auf Widerspruch, der mir genehm. So kommt es denn zuletzt heraus, dass ich ein ganz famos Haus.“*

(W. Busch).

Von Wilhelm Busch stammen diese Zeilen. Nicht wahr, er hat das fein beobachtet: Demut und Bescheidenheit haben wirklich so einiges für sich und kommen darum auch nicht immer ganz absichtslos daher. Bestimmt hat auch Jesus das gewusst. Es kann ihm, wenn er von Hochmut und Demut sprach, nicht einfach um Charaktereigenschaften gegangen sein, um mehr oder weniger angenehme Verhaltensweisen.

Wir irren uns ja auch, wenn wir wie von selbst denken: Der große, dicke Pharisäer ist ja wirklich ein schrecklicher Angeber, ein unsympathischer Kerl – der arme kleine Zöllner dagegen, der mit gesenktem Kopf am Rand steht, den wollen wir doch gleich mal trösten, weil er so hübsch bescheiden ist. In meiner Kinderbibel war das so dargestellt – und automatisch gehörte meine Sympathie dem Zöllner. Aber für die Zeitgenossen Jesu wird das Gleichnis ganz anders geklungen haben, viel provozierender. Jesus hat seine Zuhörer wirklich vor den Kopf gestoßen, denn ohne Frage war der Pharisäer von den beiden der anständige, der gewissenhafte, der eigentlich sympathische Mensch – einer, der verantwortungsbewusst lebte und daran war nichts falsch. Dem Zöllner dagegen ging es nur ums Geld machen und da war er gewissenlos. Der Zöllner dachte in seinem Alltagsleben nicht darüber nach, was heilsam und was heillos für die Gemeinschaft war. Er war nicht fromm, der Begriff „Sünde“ kam in seinem Denken nicht vor. Es war vielmehr der Pharisäer, der ein klares Bewusstsein für falsch und richtig hatte – ein Bewusstsein von Sünde. Es stand für die Zeitgenossen Jesu und auch für Jesus selbst gewiss außer Frage: Der Pharisäer hält sich an die Gerechtigkeit, wogegen der Zöllner für seine eigenen Interessen kein Unrecht scheut. Es geht Jesus, wenn er dieses Gleichnis erzählt, gerade nicht darum, das Verhalten dieser beiden zu beurteilen. Es geht ihm vielmehr um die **Erfahrung der Gnade** – eine Erfahrung, die schwer zu machen ist, wenn man sie eigentlich nicht nötig hat.

Der Zöllner hat sie nötig. Er hat sich ja selbst isoliert, weit entfernt von der Gemeinschaft, weit entfernt von Gottes Gebot, er hat im Tempel eigentlich nichts zu suchen – und sucht nun wohl doch, dass er gesehen wird als Mensch, zugehörig ist in dieser menschlichen Gemeinschaft, sich wiederfindet. Als ein Fremdling im Haus Gottes steht er da – und, so will es das Gleichnis, das Ja Gottes erreicht ihn.

Der Pharisäer dagegen ist im Gottesdienst ja doch zu Hause. Er kennt sich aus mit Gebot, Gebet und Gesang. Er wird begrüßt. Und so guckt er sich auch ein wenig kritisch um: Wer hat sich denn noch so hierher verirrt? Ist alles in Ordnung? Sind die Lieder richtig? Die Orgel nicht zu langsam? Spricht der Pfarrer gut oder kann man gar nichts verstehen? Und am Ende weiß er, was ihm diesmal gefallen hat und was ihm nicht gefallen hat. Aber hat ihn irgendetwas erreicht – was man Befreiung nennen könnte, Gottesnähe, Gnade?

Das mag die Frage Jesu sein an die redlichen Frommen aller Zeit: Was erreicht euch denn noch wirklich von Gottes Barmherzigkeit, wenn ihr sie doch so gar nicht nötig habt? Was ist das für euch: Gnade?

Aber man kann sie sich doch nicht zur Pflicht machen wie das Energiesparen oder Spenden. Sie ist ja nun wirklich das Geschenk, für das man gerade nichts tun kann. Wir können allenfalls darüber nachdenken, wie sehr wir vielleicht in unserer bürgerlichen Rechtschaffenheit der Erfahrung von Gnade immer schon im Weg stehen. Sie ist ja das, was in unserer Lebensorganisation erstmal gar nicht vorkommt: Wir werden von klein auf gemessen an unserer Leistung, unserem Wohlverhalten, unserem Aussehen, unserer Zugehörigkeit. Wir müssen etwas werden, müssen uns qualifizieren, haben Maßstäbe im Kopf, nach denen wir uns und andere richten. Wir vergleichen uns, schließen die Zurückbleibenden aus, bewundern die Besseren, stehen in Konkurrenzen. Die Frage „Wer bin ich?“ beantwortet sich in diesen Zusammenhängen: Was habe ich erreicht im Vergleich zu andern? Und damit verbunden ist natürlich Angst zu versagen, ausgeschlossen zu werden – und zur Angst gehört immer auch Abwehr. Das Eigene ist zu sichern – das Selbstbild ist auch zu sichern. Und wenn das gelingt – durch hinreichende Tüchtigkeit in Balance gehalten wird – wenn man dem Gesetzten einigermaßen gerecht wird, wozu dann die Gnade? Die Gnade – das wäre wohl die Erfahrung, dass es ein Ja zu meinem Dasein gibt, das jenseits der Fragen liegt: „Wer bin ich? Was habe ich erreicht? Jenseits der Maßstäbe liegt, nach denen ich mich und die andern richte. Die Erfahrung, dass es gut ist, da zu sein, vielleicht sogar herrlich – und dass es dazu den ganzen Panzer der Selbstgewissheiten nicht braucht. Dass es die beständige Konkurrenz und Abwehr nicht braucht, weil am Anfang von Allem nicht mein Tun und mein Denken steht, sondern ein Empfangen. Und dass sich das Leben gerade in diesem Empfangen erfüllt.

Der Apostel Paulus hat die Erfahrung der Gnade auf gewaltige Weise gemacht – heftiger als wir uns das vermutlich wünschen. Denn alles, was ihm vorher gewiss war, wurde zunichte, als er im Licht des auferstandenen Christus stand. Als er eintauchte in den weiten Raum der Gotteswirklichkeit, da blieb nicht mehr übrig von den Überzeugungen, Maßstäben, Leistungen des tüchtigen Pharisäers Paulus. Und da war ihm klar: Diese Grenzen, die wir immer ziehen, zwischen den besseren und den schlechteren Menschen, den Zugehörigen und den Nicht-Zugehörigen, diese Maßstäbe von Kultur und Sitte – das sind doch nicht Gottes Maßstäbe. Vor Gott sind wir alle wie blind in unseren jeweiligen Prägungen, Urteilen und Ängsten. Und von Gott her nur können wir uns öffnen lassen – befreien lassen aus diesen engen Panzerungen.

In dieser Überzeugung, mit dieser Erfahrung geht der Apostel dann hin auch zu den Andern, den Fremden, die damals Heiden hießen, um ihnen zu bezeugen, was er durch den auferstandenen Christus erfahren hat. Er will sie gewinnen, er will die Grenzen aufheben zwischen den Zugehörigen und den Nicht-Zugehörigen. Da bekommt er aber doch einen gewissen Ärger mit den anderen Aposteln, den Jüngern, die Jesus selbst gekannt und mit ihm nach jüdischem Brauch gelebt hatten. Sicher ist das nicht verkehrt, wenn du Christusanhänger auch unter den Heiden gewinnst, sagen sie – nur müssen die sich dann schon integrieren. Sie sollten dann schon wissen, was bei uns gilt an Wert und Sitte und sich dran halten. Sonst löst sich ja alles auf. Tatsächlich ging es da vor allem um die jüdischen Speisegebote – die gehörten nun mal zu einem sittlichen Leben, die durften nicht gebrochen werden. Aber Paulus hatte sie gebrochen in seiner Gemeinschaft mit den Heidenchristen und hatte wohl auch andere verlockt, sie zu brechen. Uns mag das banal erscheinen, aber damals war das eine Grenzüberschreitung, vor denen es den Aposteln schauderte. Paulus musste sich verteidigen und sein Verhalten begründen und das tat er in den Versen, die heute unser Predigttext sind. Ein wirklich schwer verständlicher Text ist das, weshalb er nun auch erst ganz am Schluss kommt. Paulus schreibt: **Weil wir wissen, dass der Mensch durch Werke des Gesetzes nicht gerecht wird,**

**sondern durch den Glauben an Jesus Christus, sind auch wir zum Glauben an Jesus Christus gekommen, damit wir gerecht werden durch den Glauben an Christus und nicht durch Werke des Gesetzes, denn durch Werke des Gesetzes wird kein Mensch gerecht.**

Sollten wir aber, die wir durch Christus gerecht zu werden suchen, auch selbst als Sünder befunden werden – ist dann Christus ein Diener der Sünde? Das sei ferne! Denn wenn ich

*das, was ich abgebrochen habe, wieder aufrichte, dann mache ich mich selbst zu einem Übertreter. Denn **ich bin durchs Gesetz dem Gesetz gestorben, damit ich Gott lebe. Ich bin mit Christus gekreuzigt. Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben. Ich werfe nicht weg die Gnade Gottes, denn wenn die Gerechtigkeit durch das Gesetz kommt, so ist Christus vergeblich gestorben.** (Galater 2, 16 - 21)*

„Allein aus Gnade“ - nicht wahr, liebe Gemeinde, das kennen wir ja als evangelische Christen. Es ist nur immer schwer zu verstehen, wenn es im Leben ja doch nicht so gnädig zugeht und auch unter Christen durchaus nicht immer gnädige Maßstäbe gelten.

Was Paulus uns und seinen kritischen Mitaposteln hier sagen will – ich verstehe es so:

Die Selbsthingabe Christi hat uns doch die Augen geöffnet für unsere Verblendungen, für das, was wir anrichten, wenn wir unsere Werte und Maßstäbe absolut setzen. Die Selbsthingabe Christi hat uns doch klargemacht, dass es nicht unsere Maßstäbe sind, die uns zu richtigen Menschen machen. Im Gegenteil, gerade mit unserm Richten, Ausgrenzen, Bescheid wissen bleiben wir doch immer hinter Gottes Wirklichkeit zurück. Und nun dürfen wir aber doch an ihr Anteil haben – dürfen trotz unserer Enge Anteil haben an der Weite Gottes – und das sollen wir nicht wieder zunichtemachen, indem wir die Menschen sortieren in richtige und weniger richtige Menschen und Regeln aufstellen nach dem Motto: Erstmal musst du dich anpassen, dann akzeptieren wir dich als vollgültigen Mitmenschen. Nur wenn du dich nach unseren Normen richtest, bist du für uns normal.

Ich werfe nicht weg die Gnade Gottes – ich will sie empfangen. Darum lasse ich sie los, die Maßstäbe, nach denen ich mich und andere richte. Amen.